

Francesca Hornak

SIEBEN

TAGE

WIR



PROLOG

17. November 2016

OLIVIA

CAPE BEACH, MONROVIA, LIBERIA, 1 UHR 03

Was sie hier machen, ist eine Dummheit, das weiß Olivia. Falls sie jemand dabei sieht, werden sie heimgeschickt – womöglich sogar vor Gericht gestellt. Ganz zu schweigen von der Lebensgefahr, die ihr droht, wenn sie ihn berührt. Aber wer soll sie schon sehen? Am Strand ist kein Mensch, und es ist so dunkel, dass sogar das nur wenige Meter entfernte tintenschwarze Meer kaum zu erkennen ist. Bis auf das Rauschen der anbrandenden Wellen ist kein Laut zu hören. Während sie auf das Wasser zugehen, spürt sie ganz deutlich den winzigen Abstand zwischen seinem und ihrem Ellbogen. »Wir sollten das nicht tun«, würde sie gerne sagen. Aber sie haben ja noch gar nichts getan. Bisher haben sie nicht gegen das Körperkontaktverbot verstoßen.

Der Abend hat in der Strandbar begonnen, zunächst mit Bier aus der Flasche, dann mit Hochprozentigerem in Form von Rum-Cola. Stundenlang saßen sie unter dem Wellblechdach, eine flackernde Sturmlaterne zwischen sich, während der Himmel in Bronzetönen erstrahlte. Sie haben darüber geredet, dass sie in fünf Wochen, an Weihnachten, nach Hause fahren werden, aber beide wieder nach Liberia zurückwollen. Sie hat ihm von Abu erzählt, dem kleinen Jungen, der

ihr Patient war und um den sie an dem Tag, als er starb, hier am Strand geweint hat. Und dann haben sie sich gegenseitig erzählt, wo sie aufgewachsen sind, wo sie Medizin studiert haben, wer ihre Familien sind. Seine Kindheit in Irland klang so ganz anders als ihre. Er war der Erste in der Familie, der studierte, auf Reisen ging. Sie hat versucht, ihm zu erklären, dass für ihre Eltern vor allem das Fach Medizin an Rebellion grenzte, und er hat große Augen gemacht – so wie ihre Eltern, als sie ihnen das erste Mal beichtete, dass sie Weihnachten lieber im Freiwilligeneinsatz verbringen wolle als bei der Familie. Seine Augen sind ihr gleich aufgefallen, als sie sich das erste Mal im Behandlungszentrum gesehen haben – mehr konnte man hinter der Schutzmaske auch gar nicht erkennen. Grüngrau sind sie, wie das Meer in Norfolk, mit so dunklen Wimpern, dass man meinen könnte, sie wären getuscht. Während er das Etikett von seiner Bierflasche pulte, konnte sie den Blick nicht von seinen Händen lassen. Wie ihre waren sie rau vom ständigen Waschen mit Chlorklösung. Sie wollte danach greifen, sie an der Handfläche spüren.

Als die Bar schließlich schloss, übersäten Sterne den Himmel wie Zuckerkrümel. Die Nachtluft lag leicht auf ihren nackten Armen. »Gehen wir ein Stück?«, fragte Sean und stand auf. Mit den meisten Männern ist Olivia auf Augenhöhe, doch er ist einen Kopf größer als sie. Und dann war da dieser Moment, von der Sturmlampe erhellt, als sie einander direkt ansahen und etwas in ihr ins Wanken geriet.

Jetzt stehen sie nebeneinander im knöcheltiefen Wasser, und ihre Arme berühren sich beinahe. Das Meer schimmert durch die Gischt. Als eine Welle bis zu ihren Waden brandet, verliert sie das Gleichgewicht, und er wendet sich ihr zu, so dass sie halb gegen ihn fällt. Seine Hände greifen nach ihr, um sie zu stützen, und schließen sich dann um ihre Taille. In seinen Armen dreht sie sich zu ihm, spürt seine Handflächen hinten am Rücken. Die wenigen Zentimeter, die ihren Mund

noch von seinem trennen, brennen darauf, überwunden zu werden. Und als er den Kopf senkt und sie seine Lippen weich auf ihren spürt, weiß sie, es ist die größte Dummheit, die sie je im Leben gemacht hat.

HOTEL BUFFALO, MONROVIA, LIBERIA, 14 UHR 50

Olivia trinkt Mineralwasser aus der Flasche, um ihren Magen zu beruhigen (auf den letzten Drink hätte sie lieber verzichtet), und wartet auf den Skype-Termin mit ihrer Familie. Seltsam, in so einer Hotellobby zu sitzen, einem kleinen Bollwerk aus sanitären Einrichtungen und WLAN – wenn auch ohne Klimaanlage. Nur ein Ventilator vertreibt die klebrige Hitze. Und selbst hier herrscht eine Atmosphäre der Vorsicht und Gefahr. In allen Toiletten hängen Plakate mit der Überschrift HAAG-VIRUS: ERSTE ANZEICHEN UND SYMPTOME und kleinen Zeichnungen von Menschen, die sich übergeben. Der Mann hinter der Theke hat ihr das Wechselgeld einfach in die Hand fallen lassen, ohne die kleinste Berührung – er hat ganz richtig gefolgert, dass die meisten weißen Gesichter, die man in Monrovia sieht, wegen der Epidemie hier sind, Einsatzkräfte ›in Sachen Haag‹. In der Lobby marschiert ein weiterer Freiwilliger auf und ab, der erst lauthals etwas von ›Krise‹ und ›Versorgungsgütern‹ in sein iPhone brüllt und dann mit übertriebenem Eifer auf sein MacBook Air einhackt. Er trägt ein T-Shirt mit der Aufschrift ›Haag Response‹, eine teure Sonnenbrille und ist braun gebrannt. Wahrscheinlich, denkt Olivia, arbeitet er für eine der großen Hilfsorganisationen. Er macht nicht den Eindruck, als hätte er sich je ins Haag-Behandlungszentrum vorgewagt oder einen Schutzanzug getragen. Im Gegensatz zu Sean. Immer wieder läuft die letzte Nacht vor ihrem inneren Auge

ab. Sie kann es kaum erwarten, ihn später bei der Schicht wiederzusehen, die Spannung des Körperkontaktverbots und ihres aufkeimenden Geheimnisses zu genießen. Die Vorfriede übertönt die innere Stimme, die sie ermahnt, es zu lassen, jetzt gleich, bevor es noch weitergeht. Aber es ist ja längst zu spät, um noch etwas rückgängig zu machen.

Olivia merkt, dass sie sich in Tagträumen verliert. Es ist fünf nach drei, ihre Familie wartet sicher schon. Sie stellt die Verbindung her, und plötzlich füllen sie alle wie von Zauberhand ihren Bildschirm. Sie sitzen in der Küche des Hauses an der Gloucester Terrace in Camden Town, das sieht sie gleich, und haben den Laptop auf die Kücheninsel gestellt. Dieses kleine Fenster, das sich da nach London öffnet, kommt Olivia so unwirklich vor, dass sie am liebsten laut loslachen würde. Vielleicht ja, weil sie so verkaterter ist. Sie schaut an den Gesichtern vorbei auf die Entenei-blauen Küchenschränke, die blitzblanke Kaffeemaschine. Wie unfassbar glatt und gemütlich das alles wirkt!

Emma, ihre Mutter, reckt sich wie ein vernarrter Fan dem Bildschirm entgegen, sie fasst an das Glas, als säße Olivia direkt dahinter. Vielleicht kann auch sie nicht begreifen, wie dieses kleine, rechteckige Stück Afrika auf einmal in ihrer Küche landet. Andrew, Olivias Vater, begrüßt sie mit unbeholfenem Winken und einem knappen Grinsen, das gleich darauf zusammengekniffenen Augen weicht, während er ihr zuhört, ohne selbst etwas zu sagen. Immer wieder streicht er sich die silberne Mähne aus dem Gesicht (Olivias Gesicht, nur in männlich), nickt und runzelt die Stirn – dabei schaut er aber ständig an ihr vorbei, hinein in die Lobby des Hotels Buffalo, in der sie sitzt. In den großen haselnussbraunen Augen ihrer Mutter liegt ein leicht irrer Blick, während sie ihre munteren Fragen abfeuert. Sie will wissen, wie das Essen ist, das Wetter, die Duschen, egal – Hauptsache (so wirkt es zumindest auf Olivia), sie muss nichts über das Haag-Virus

hören. Ihre Stimme hinkt ihren Mundbewegungen leicht hinterher, sodass Olivia mit ihren Antworten immer schon in Emmas nächste Frage hineinstolpert.

Hinter den Eltern drückt sich ihre Schwester Phoebe herum, den Kater Cocoa wie einen Schild vor sich. Sie trägt – es muss sich wohl um ihr Fitness-Outfit handeln – mehrere ärmellose Tops übereinander, die ihren aparten kleinen Bizeps betonen. Einmal schweift ihr Blick kurz zur Uhr. Olivia versucht gerade, ihnen von dem Hahn zu erzählen, der in die Isolierstation mit den Schwerstkranken eingedrungen ist und anschließend gesteinigt werden musste, doch ihre Mutter redet dazwischen: »Du musst auch ein paar Worte mit Phoebe sprechen!«, und schiebt Phoebe direkt vor den Bildschirm. »Hi!«, säuselt diese, setzt ihr strahlendes fototaugliches Lächeln auf und lässt Cocoa mit der Pfote winken.

Olivia weiß nicht, was sie sagen soll – sie ist viel zu befangen, weil sie sonst praktisch nie Ferngespräche mit ihrer Schwester führt. Dann fällt ihr ein, dass Phoebe gerade Geburtstag hatte (den acht- oder neunundzwanzigsten? Sie muss neunundzwanzig geworden sein, denn Olivia selbst ist zweiunddreißig), doch bevor sie sich entschuldigen kann, weil sie sich nicht gemeldet hat, verzieht sich Phoebes Gesicht auf groteske Weise in die Länge, bis sie aussieht wie der ›Schrei‹ von Edvard Munch. »Olivia? Wivvy? Wiv?«, hört sie ihre Mutter noch rufen, dann ist das Gespräch unterbrochen. Olivia versucht es erneut, doch die Verbindung kommt nicht mehr zustande.

1

17. Dezember 2016

ANDREW

CAMDEN, GLOUCESTER TERRACE 34,
ARBEITSZIMMER, 16 UHR 05

Betreff: Text für 27. Dez.

Von: Andrew Birch <andrew.birch@the-worldmag.co.uk>

Datum: 17.12.2016, 16:05

An: Croft, Ian <ian.croft@the-worldmag.co.uk>

Ian,

anbei mein Text. Wenn ihr ihn wieder druckt, ohne mir die letzte Fassung vorzulegen, kriege ich einen Anfall.

Gruß,

Andrew

PS: Und mach mir nicht wieder aus jedem ›doch‹ ein ›aber‹ und umgekehrt. Das nervt gewaltig!

PPS: Ja, es soll ›Hummus‹ heißen und nicht ›Humus‹.

The Perch, Wingham, Berkshire

Essen: 3/5

Atmosphäre: 1/5

Wenn Sie diese Zeilen lesen, stehe ich mitsamt meiner Familie längst unter Hausarrest. Genauer gesagt: unter Haag-Arrest. Am 23. Dezember kehrt meine Tochter Olivia, ihres Zeichens Ärztin und Wiederholungstäterin im Auslandseinsatz, aus Liberia zurück, wo sie die Haag-Epidemie bekämpft – und erlegt ihrer Familie, also uns, damit eine siebentägige Quarantäne auf. Eine geschlagene Woche lang müssen wir jeden Kontakt mit der Außenwelt meiden und dürfen das Haus nur im äußersten Notfall verlassen. Sollte also jemand den Fehler begehen, bei uns einzubrechen, muss er notgedrungen bleiben, bis die Quarantäne vorbei ist. Die Vorbereitungen für die Woche, die im Hause Birch nur noch als »Tage der Be-Haag-lichkeit« bezeichnet wird, laufen bereits auf Hochtouren. Waitrose und Amazon sind mit der Lieferung des vermutlich umfassendsten Weihnachtseinkaufs von ganz Großbritannien betraut. Wie viel Klopapier braucht eine vierköpfige Familie für eine Woche? Werden zwei Kilo Haferflocken reichen? Sollen wir endlich einmal *Spiral* in Angriff nehmen oder uns an *The Missing* versuchen? Die Matriarchin hat bereits lange im Vorfeld der Sicherheitsverwahrung Leselisten, Playlisten, Ausmist-Listen und Wunschlisten zusammengestellt. Und da unser Clan grundsätzlich keine halben Sachen macht, werden wir unsere Zelte in Camden abbrechen und in unser Haus im fernsten, finstersten Norfolk übersiedeln, auf dass wir unsere Sippenhaft auch richtig genießen können. Wenn Sie einen mitleidigen Gedanken übrighaben, verschwenden Sie ihn an Phoebe, die hauseigene Vertreterin der Millennial-Generation, die einer Woche mit höchst lückenhaftem WLAN entgegensieht.

Im Grunde hat Weihnachten ja immer etwas von einer Quarantäne. Abwesenheitsmeldungen werden eingestellt, Läden liegen verlassen, Freunde ziehen in Scharen nach den elenden Städtchen hin, aus denen sie dereinst kamen. Gelangweilte Ehepaare zucken schon beim kleinsten Räuspern des anderen zusammen (im Januar herrscht bei Scheidungsanwälten Hochsaison – war-

um bloß?). In dieser wundersamsten aller Jahreszeiten liegt unsere einzige Rettung im Essen. Nur das Essen schlägt eine Brücke zwischen der tauben Tante und dem stummen Teenager. Nur das Essen füllt die Gräben zwischen Geschwistern mit zimtduftender Nostalgie. Und nur das Essen gibt der von Gewissensbissen geplagten Mutter die Mission, längst vergangene Weihnachtsfeste in der Heiligen Dreifaltigkeit aus Puter, Bratensoße und Preiselbeeren wiederauferstehen zu lassen. Darum sollte sich auch kein Restaurant je an einem Weihnachtsessen versuchen. Zu dieser Jahreszeit treibt uns nur ein einziger Grund aus dem Haus: Wir wollen den erstickenden Schwaden aus garendem Fleisch und mütterlichem Gram entfliehen. Abscheulichkeiten wie Brotsoße haben auf Speisekarten nichts verloren. Das Perch in Wingham hat davon leider noch nichts mitbekommen. Und so hat es sich entschlossen, seine Eröffnung mit einem »alternativen Festtagsmenü« zu zelebrieren (ich wiederhole: Kein Mensch will alternatives Weihnachtsessen). Wie bei allen gastronomisch ambitionierten Provinz-Pubs orientiert sich die Innenausstattung massiv an den Hummus-Tönen der Farbpalette von Farrow & Ball. Die Bedienung zeigte sich erratisch, dies aber mit strahlendem Lächeln. Das Brot mit der »speziell gewürzten Weihnachtsbutter« war schmackhaft und warm, auf die Butter hätten wir allerdings verzichten können: Sie wurde in einer wenig vertrauenerweckenden Petrischale serviert und war von besorgniserregendem Braun. Als Vorspeise verzehrten wir eine tadellose Portion Räucherlachs mit üppiger Torfnote – für das alternative Element sorgte ein einsames Rosmarinzweiglein. Die Matriarchin machte den Fehler, die Rotzunge zu bestellen: ein lappiges Stück fischelnder Irrelevanz. Mein Puter-Curry war ein kurioses Pfützchen aus gelblichem, kreuzkümmellastigem Schmodder, dessen einziger Zweck darin zu bestehen schien, vier zähe Fleischstückchen möglichst unerkant am Esser vorbeizuschmuggeln. Den Abschluss bildeten eine uninspirierte Käseplatte und eine weihnachtliche Crème brûlée, die die

Matriarchin für zahnschmelzversengend süß erklärte, dennoch aber klaglos verputzte.

Doch verzagen Sie nicht, falls Sie in Wingham wohnen. Sie und Ihre westenbewehrten Nachbarn werden die Abwechslung beim Festtagsmenü sicherlich zu schätzen wissen. Wir Birchs hingegen müssen uns eine Woche lang mit Puter-Sandwiches begnügen. Drücken Sie uns die Daumen!

Andrew lehnte sich zurück und hielt kurz inne, ohne die Mail mit seiner Kolumne an Ian Croft – den Schlussredakteur der Zeitschrift *World*, den er am wenigsten leiden konnte – abzuschicken. Für seine Lage war das Perch gar nicht so schlecht gewesen. Im Grunde war es auf seine eigene, provinzielle Art sogar recht gemütlich. Womöglich hätte er die Nacht in dem plüschigen Zimmer über dem Lokal samt Hosenbügler und Wasserkocher sogar genossen, wenn Emma und er nicht längst darüber hinaus wären, Hotels auf diese Weise zu genießen. Er dachte an die Inhaber, ein beflissenes Pärchen mit Schweißperlen auf der Stirn, das extra aus der Küche gekommen war, um ihn persönlich zu begrüßen und ihm etwas über »saisonale Produkte« und »Ethos« zu erzählen, und erwog kurz, die Bemerkung über die Rotzunge ein wenig abzumildern. Dann ließ er sie aber so stehen. In Berkshire las ohnehin kein Mensch die *World*. Und außerdem: Hauptsache Presse!

Entscheidend war ohnehin der Teil über sein Privatleben. Er fand, dass er seine Familie durchaus sympathisch präsentiert hatte. In Wahrheit freute er sich nicht sonderlich auf eine ganze Woche in Weyfield, dem zugigen Herrenhaus in Norfolk, das Emma geerbt hatte. Er wusste nie genau, worüber er mit seiner älteren Tochter Olivia reden sollte. Sie taxierte ihn immer auf so unangenehme Weise, todernst und fast ein wenig angewidert, als könnte sie ihm direkt in die Seele blicken und wäre unzufrieden mit dem, was sie dort sah. Und

Emma würde die ganze Woche in einem Strudel freudiger Panik verbringen, weil Olivia endlich wieder einmal bei ihnen war. Zum Glück gab es noch Phoebe, den leichtherzigen Gegenpol zu den anderen beiden.

Manchmal schien es ihm fast, als hätte er mit seiner jüngeren Tochter mehr gemeinsam als mit seiner Frau – vor allem, seit Phoebe auch in der Medienbranche arbeitete. Wenn sie von der heillosen Produktionsfirma erzählte, für die sie als feste Freie arbeitete und deren männliche Mitarbeiter allesamt in sie verschossen waren, brachte ihn das zuverlässig zum Lachen. Gerade wollte er Phoebe herunterrufen, um sie zu fragen, ob sie ihn für seine nächste Kolumne in ein frisch eröffnetes Sushi-Lokal begleiten wolle, da fiel sein Blick auf eine neue, ungelesene E-Mail. Er kannte den Absender nicht, das sprach für irgendwelchen unverlangt eingesandten Schwachsinn irgendeiner PR-Firma. Doch der Betreff »Hallo!« überraschte ihn. Er öffnete die Mail.

Betreff: Hallo!

Von: Jesse Robinson <jesse.iskandar.robinson@gmail.com>

Datum: 17.12.2016, 16:08

An: Andrew Birch <andrew.birch@the-worldmag.co.uk>

Lieber Andrew Birch,

mir ist klar, dass diese Nachricht ein Schock für Sie sein dürfte, aber ich suche den Kontakt zu Ihnen, weil ich glaube, dass Sie mein leiblicher Vater sind. Meine inzwischen verstorbene leibliche Mutter, Leila Deeba, stammte aus dem Libanon, und ich vermute, Sie müssten sie 1980 in Ihrer Zeit als Auslandskorrespondent in Beirut kennengelernt haben. Sie hat mich kurz nach meiner Geburt zur Adoption freigegeben, und ich bin bei meinen Adoptiveltern in Iowa aufgewachsen. Inzwischen wohne ich in Los Angeles und produziere Dokumentarfilme, hauptsächlich zu Gesundheits- und Wellness-Themen. Über die Weihnachts-

tage bin ich in Großbritannien, um für ein neues Projekt zu recherchieren, und würde mich sehr freuen, wenn wir uns treffen könnten – natürlich nur, wenn es Ihnen auch recht ist.

Beste Grüße,
Jesse Robinson

PS: Ich bin übrigens ein großer Fan Ihrer Kolumne!

»Alles in Ordnung?« Emma stand in der Tür des Arbeitszimmers. »Du schaust, als hättest du ein Gespenst gesehen.«

»Ach ja?«, fragte Andrew. »Mir geht's bestens. Bestens.« Obwohl sie den Bildschirm seines Laptops gar nicht sehen konnte, klappte er ihn hastig zu. »Ich habe gerade meine Kolumne abgeschickt. Und du?« Er staunte selbst immer wieder über seine Fähigkeit, gefasst und sogar herzlich zu klingen, auch wenn ihm der Kopf schwirrte.

»Wunderbar!«, rief Emma. »Ich freue mich schon darauf, sie zu lesen. Ich gehe noch mal kurz zu John Lewis, die letzten Besorgungen machen. Also, vermutlich nicht die letzten, aber ich brauche noch ein paar Kleinigkeiten für ... ähm ... Olivias Weihnachtsstrumpf. Und ... und neues Geschenkpapier brauche ich auch.« Sie brach ab und blickte an ihm vorbei zur Uhr an der Wand. Andrew registrierte, dass seine Frau etwas hektisch klang. Doch ihm saß der Schock noch zu tief in den Gliedern. Sie sagte noch etwas darüber, wann sie zurück sein würde, dann war sie weg.

Andrew blieb am Schreibtisch sitzen und las die E-Mail wieder und wieder. Da war sie, die Stimme, die er so sehr gefürchtet, mit der er aber auch gerechnet hatte. Er dachte an die schwülheiße Nacht in Beirut zurück, damals, 1980, jene Nacht, von der er sich immer einreden wollte, es habe sie gar nicht gegeben. Und dann dachte er an den eigenartigen, kurzen Brief, den ihm Leila Deeba vor achtzehn Monaten ge-

schrieben und der ihn über die Redaktion der *World* erreicht hatte. Er hatte ihn aufgehoben, hielt ihn gut vor Emma versteckt. »Meine inzwischen verstorbene leibliche Mutter ...« Dann war sie also tot, die herrliche Frau mit dem straffen Körper, mit der er eine Nacht in seinem Hotelbett verbracht hatte. Er stand auf und sah aus dem regennassen Fenster. Aus der Küche im Souterrain drang die Melodie von ›Frosty the Snowman‹ herauf. Wie war er eigentlich in ein Alter gekommen, in dem eine Frau, mit der er geschlafen hatte, einfach sterben konnte und das gar nicht weiter außergewöhnlich schien? Es waren trostlose Gedanken, und er holte sich energisch wieder in die Gegenwart zurück. Was sollte er diesem Jesse Robinson bloß schreiben, falls er ihm überhaupt antwortete? Und vor allem: Was in aller Welt sollte er Emma erzählen?

EMMA

HARLEY STREET 68, 3. STOCK,
PRAXIS VON MR SINGER, 16 UHR 59

Das Wartezimmer in Mr Singers Praxis, hoch über der Harley Street, war offensichtlich ganz darauf eingerichtet, schlechte Nachrichten abzufedern. Alles darin war weich, beige, mit Teppichen gepolstert. Auf einem Tischchen mit Tee und Kaffee stand immer auch ein Teller Kekse, die kein Mensch anrührte, daneben ein Stapel tröstlich trivialer Klatschmagazine. Während Emma die Doppelseite über die Hochzeit eines Soap-Stars studierte, überlegte sie, ob sich die *OK!* womöglich ausschließlich über Privatpraxen und ihre schaurigen Diagnosen finanzierte. Nicht hoffen, Emma, ermahnte sie sich immer wieder. Schon als Kind hatte sie solche Pakte mit dem Schicksal geschlossen. Um etwas Bestimmtes zu erreichen, musste sie sich zwingen, mit dem Gegenteil zu rechnen – ganz und gar felsenfest damit zu rechnen. Nur dann würde nämlich das andere Ergebnis eintreten (das man sich natürlich im Grunde wünschte). Es war, als würde man eine Versicherung abschließen: Mach dich auf das Schlimmste gefasst, dann wird alles gut. Sicher, wenn ihre Töchter vor irgendetwas Angst hatten, sagte sie ihnen trotzdem, sie sollten »das Beste hoffen« oder »sich nicht um

ungelegte Eier sorgen«. Das erwartete man schließlich von einer Mutter. Inzwischen kam ohnehin nur noch Phoebe mit ihren Sorgen zu ihr. Falls Olivia etwas bedrückte, behielt sie es seit Jahren für sich. Vielleicht würde es Emma ja gelingen, ihre Ältere während der Quarantäne ein wenig aus der Reserve zu locken.

»Mrs Birch?« Die Sprechstundenhilfe mit den Lippen einer Comicfigur (ob sie in der Mittagspause dem Schönheitschirurgen im Erdgeschoss einen Besuch abstattete?) rief sie auf. »Mr Singer erwartet Sie.«

Emma betrat das Sprechzimmer. Ein düsterer Mix aus schweren Mahagonimöbeln und medizinischen Gerätschaften. Hinter einem Vorhang stand der schmale Behandlungstisch mit der blauen Einwegunterlage, auf dem sie Mr Singer den haselnussgroßen Knoten in ihrer rechten Achselhöhle gezeigt hatte.

»Ich habe leider keine guten Nachrichten für Sie«, fing er an, bevor sie noch richtig saß. »Die Biopsie hat ergeben, dass der Lymphknoten, der uns solche Sorgen macht, von einem Non-Hodgkin-Lymphom befallen ist.«

Emma fragte sich, ob das nach seiner Erfahrung wohl die wirkungsvollste Art war, seinen Patienten mitzuteilen, dass sie sterben würden. Nicht lange um den heißen Brei herumreden, einfach raus damit, noch ehe sie den Mantel abgelegt hatten. Er sprach bereits weiter, erklärte ihr, dass weitere Untersuchungen nötig seien, um festzustellen, ob der Tumor »träge« oder »aggressiv« sei. Lustig eigentlich, dass so ein Tumor dadurch fast wie ein Teenager klang, dachte Emma, während Mr Singer schon bei den »Behandlungsmöglichkeiten« war und sie mit seinen kieselsteinhellen Augen unverwandt fixierte. Emma nickte zu dem, was er sagte, und hatte dabei das Gefühl, über ihrem Körper zu schweben. Warum hatte sie sich nicht ernsthafter bemüht, sich keine Hoffnungen zu machen? Irgendwo tief drinnen musste sie wohl doch

davon ausgegangen sein, dass alles gut gehen würde, und jetzt war auf einmal nichts mehr gut.

»Wie gesagt, bevor wir konkrete Entscheidungen treffen, müssen wir noch weitere Tests durchführen und die Ergebnisse abwarten, die wohl erst nach Weihnachten kommen werden«, sagte Mr Singer. »So oder so müssten Sie aber im Januar mit der Behandlung beginnen. Einverstanden?«

»Dann nimmt der Krebs also Rücksicht auf Weihnachten?«, fragte Emma. Sie hatte es als Scherz gemeint, doch als sie es aussprach, klang es leicht hysterisch.

Mr Singer (der zweifellos an solche seltsamen Kommentare seitens seiner Patienten gewöhnt war) lächelte nur. »Haben Sie noch irgendwelche Fragen?«

Emma zögerte. »Nur eine Sache«, sagte sie dann. »Meine Tochter hat in Liberia Haag-Patienten behandelt, und wir sind über Weihnachten mit ihr in Quarantäne. Ist das ein Risiko, also, in meinem Zustand?«

»Haag?« Das schien selbst Mr Singer etwas aus der Ruhe zu bringen. »Nun ja, ich würde Ihnen schon raten, angesichts des Biopsieergebnisses alles zu meiden, was Ihrem Immunsystem schaden könnte – erst recht etwas so Gravierendes wie das Haag-Virus.« Er klappte ihre Patientenakte zu und gab damit das Signal, dass die Sprechzeit beendet war. »Ich wünsche Ihnen schöne Feiertage. Machen Sie sich nicht allzu viele Sorgen.«

Emma ließ die Tür des Hauses an der Harley Street mit den vielen kleinen Klingelknöpfen verschiedenster Arztpraxen hinter sich zufallen. Sie war erleichtert, der überheizten, überteuerten Stille der Eingangshalle zu entkommen und wieder in die Dezemberluft hinauszutreten. Auf der anderen Seite des Cavendish Square sah sie den tröstlichen dunkelgrünen Schriftzug des Kaufhauses John Lewis. Sie hatte sich mit Nicola, ihrer ältesten Freundin, nach dem Arzttermin

dort verabredet, denn, wie Nicola sagte, »bei John Lewis ist die Welt noch in Ordnung«. Eigentlich hätte Emma das Café von La Fromagerie in Marylebone bevorzugt, doch jetzt, wo die schlechte Nachricht da war, schien auch ihr das gute alte Traditionskaufhaus genau richtig.

Nicola war die Einzige, die von Mr Singer und dem Knoten wusste – diesem Knoten, der gerade zum Krebs geworden war. Emma hatte weder Andrew noch den Mädchen davon erzählt, weil es ja noch gar nichts Konkretes zu erzählen gegeben hatte und auch nichts, worum man sich Sorgen machen musste. Normalerweise liebte sie Kaufhäuser zur Weihnachtszeit. Doch heute wurde sie müde von den Lichtern, den dekorierten Schaufenstern und den vielen Leuten, die ringsherum durcheinanderwuselten. Sie wollte sich einfach nur hinsetzen. Sie hatte Nicola bereits eine SMS geschickt – »Schlechte Nachrichten« –, weil sie es nicht ertragen konnte, die Miene ihrer wartenden Freundin zwischen Freude und Mitleid schwanken zu sehen. Es dauerte ewig, das Café im fünften Stock zu erreichen – jedes Mal, wenn sie oben an einer Rolltreppe war, musste sie gefühlte Kilometer bis zur nächsten zurücklegen. Und dann konnten sie erst gar nicht richtig miteinander reden, weil sie ihre Tablett, wie früher in der Schulkantine, über eine Metallschiene schieben und bei den netten jungen Kellnern Earl-Grey-Tee und Früchtekuchen bestellen mussten. Die ganze Zeit über hielt Nicola Emma fest am Arm, wie eine uralte Frau, und bedachte sie immer wieder mit einem traurigen, kleinen Lächeln. Im Grunde liebt Nicola Krisen, dachte Emma und schämte sich umgehend dafür.

Schließlich saßen sie. »Also gut«, sagte Nicola. »Erzähl.« Und während Emma berichtete, dass morgen weitere Untersuchungen durchgeführt würden, deren Ergebnisse erst nach Weihnachten vorlägen, und sie im neuen Jahr höchstwahrscheinlich mit einer Chemotherapie beginnen müsse, hörte sie selbst, wie sich die Diagnose zur Geschichte ihres sech-

zigsten Lebensjahrs ausweitete (großer Gott, wann war sie nur so alt geworden?). Doch nachdem sie alles ein paarmal durchgegangen waren, rasten ihre Gedanken nicht mehr ganz so sehr, und allmählich stellte sich das Gefühl ein, besser damit zurechtzukommen. Nicola gab sich kämpferisch, sie griff nach Emmas Hand und versicherte ihr, mit Unterstützung ihrer Freunde und ihrer Familie werde sie »das Biest schon besiegen«.

Emma schluckte den letzten Bissen Fruchtekuchen mit Marmelade und rang sich ein Lächeln ab. »Ich werde Andrew und den Mädchen erst nach der Quarantäne davon erzählen«, sagte sie.

»Was? Wieso das denn? Du musst es ihnen sagen! Das kannst du doch nicht alleine schultern!« Nicolas Stimme wanderte vor lauter Bestürzung die ganze Tonleiter hinauf.

»Es geht nicht. Wenn ich es ihnen sage, kommt Olivia nicht nach Hause. Das weiß ich. Der Arzt meinte, es sei ein Risiko, wenn ich Weihnachten mit ihr verbringe. Aber das muss ich doch, Nic, wo soll sie denn sonst hin?«

»Emma! Das ist Unsinn. Sie wird das verstehen – mein Gott, sie ist schließlich Ärztin. Sie würde dich doch auf keinen Fall in Gefahr bringen wollen.«

»Aber ... du weißt, wie Olivia ist. Es ist seit Jahren das erste Mal, dass sie Weihnachten zu Hause verbringt, dass sie überhaupt mal für mehr als ein paar Stunden bei uns ist. Letztes Jahr war es das Flüchtlingslager in Calais, im Jahr davor der Sudan und davor die Philippinen. Ich will, dass sie kommt. Was Singer sagt, ist mir egal. Es ist schließlich nur ein Risiko – ein sehr geringes Risiko. Und sollte sie wirklich an Haag erkranken, ist mein klappriges Immunsystem sowieso unsere kleinste Sorge.«

»Und Andrew? Der muss es doch zumindest wissen.«

Nicola hatte recht, das war Emma klar. Aber sie wollte ihr nicht auseinandersetzen müssen, wie wenig Andrew und

sie einander überhaupt noch erzählten, wie unabhängig sie sich nach und nach von ihm gemacht hatte. Seit Nicola nach ihrer Scheidung diese psychologische Fortbildung gemacht hatte, ergriff sie jede Gelegenheit zum Therapiegespräch. Und Emma und Andrew steckten schließlich nicht in der Krise. Welche Ehe war nach dreißig Jahren schon noch richtig innig? Da nahm sie lieber noch einmal das Haag-Virus als Ausrede.

»Er würde dasselbe sagen: dass Olivia die Quarantäne nicht bei uns machen soll. Und was, wenn es wirklich mein letztes Weihnachten ist? Ich würde mir nie verzeihen, wenn ich sie jetzt fortschicke und mir damit die Chance nähme, ein letztes Mal Weihnachten zu viert zu feiern. Ich habe mich so darauf gefreut, die Mädchen endlich wieder einmal in Weyfield zu haben, wie früher, als sie klein waren.«

Nicola bekam feuchte Augen. »Ist ja gut, Liebes«, sagte sie. »Du weißt am besten, was richtig für dich ist.«

PHOEBE

KNIGHTSBRIDGE, DE BEERS CONTINENTAL,
4. STOCK, 19 UHR 10

Hier war es: Zimmer 131, eine Suite. Das dicke Holz der Tür und der flauschige Teppich dämpften Phoebes Klopfen, und sie fragte sich, ob George sie wohl durch den Spion beobachtete.

Er öffnete. Er trug einen Bademantel aus weißem Waffelpiqué und lächelte, die Lippen geschlossen, die Augenbrauen hochgezogen, so wie er es immer tat, wenn Phoebe sich wieder einmal rührend unzulänglich zeigte. Hinter ihm flackerten mehrere Dutzend Teelichter. Er nahm Phoebe bei der Hand und führte sie in die dunkle, nur vom Kerzenschein erhellte Suite. Auf dem burgmauernhohen Bett lagen dunkelrote Blütenblätter verstreut. Phoebe beschloss, dieses Detail auszusparen, wenn sie die Szene später beschrieb, was sie ja definitiv tun würde. Konzentrier dich, ermahnte sie sich. Gleich passiert es. Das, worauf du schon so lange wartest. George hatte sich schon hinge kniet. Aus der Tasche des Bademantels zog er eine kleine blaue Samtschachtel und öffnete sie mit großer Geste, die er garantiert vorher eingeübt hatte. Der schwere Saphir war ringsherum mit kleinen Diamanten besetzt, so wie der Ring von Kate Middleton. Er hatte ab-

solot nichts mit dem Schmuck zu tun, den sie sonst trug. Sie kämpfte eine Welle der Enttäuschung nieder, mitsamt der Scham darüber, wie unmöglich sie war.

»Phoebe«, sagte George, den Kopf auf Höhe ihres Unterleibs. »Willst du ... möchtest du meine Frau werden?«

»Ja!«, quiekte sie und umschlang ungelenk seinen Kopf, während er sich schwankend hochrappelte. Seine Knie knackten, dann küsste er sie. »Ich bin ja so glücklich«, sagte sie an seinem Mund. »Ich liebe dich.«

»Ich dich auch«, sagte er, nahm den Ring, steckte ihn ihr an den Finger und drückte ihr einen Kuss auf die Hand. Dann schob er sie langsam Richtung Bett.

»George«, sagte sie, »entschuldige, aber ... ich musste schon beim Reinkommen echt dringend aufs Klo.« Er verdrehte nachsichtig die Augen, und Phoebe verschwand im Bad. Der reinste Palast. Was diese Suite wohl kosten mochte?

Beim Pinkeln betrachtete sie den Ring. Auch der war bestimmt irrsinnig teuer gewesen. Sie hielt den Finger ins Licht und staunte, wie erwachsen ihre Hand damit aussah. Draußen knallte ein Korken. Mit aufgeregtem Kribbeln im Bauch trat Phoebe vor den großen, dreiteiligen Spiegel in der Hoffnung, irgendeine Veränderung in ihrem Gesicht zu entdecken. Du bist verlobt!, rief sie ihrem Spiegelbild stumm zu und überlegte bereits, wem sie als Erstes davon erzählen und ob sie sagen sollte, es sei völlig unerwartet gekommen, oder zugeben, dass sie schon damit gerechnet hatte, als George sie per SMS in das Hotel bestellte. Bilder von Verlobungspartys, Hochzeitskleid-Shoppingtouren und einem Junggesellinnenabschied in Paris, vielleicht auch auf Ibiza, stiegen in ihr hoch. Sie zog sich bis auf die Unterwäsche aus und streifte den zweiten weißen Bademantel über. Der dicke Stoff ließ sie angenehm zierlich wirken. Nach kurzem Inspizieren der Gratisprobchen neben dem Waschbecken verwuschelte sie sich das Haar und tappte barfuß nach draußen. George saß

auf einem recht lauten Brokatsofa und fotografierte mit dem Handy die beiden Champagnergläser.

»Den hatte ich schon kalt gestellt«, sagte er. »Ein Moët Rosé. Extra für heute. Auf meine wunderschöne Braut!« Er reichte ihr das eine Glas, nahm einen kleinen Schluck aus seinem und gab ein zischelndes Schmatzen von sich, wie er es immer tat, wenn er einen besonders teuren Wein trank. »Wow! Gut, das Zeug!«

Phoebe lächelte. »Du weißt ja, ich merke kaum einen Unterschied zu Prosecco«, sagte sie, obwohl das nach sechs Jahren mit George und den vielen schönen Restaurants, in die ihr Vater sie immer mitnahm, längst nicht mehr stimmte.

»Das ändern wir noch, Kleines.« Er streckte die Hand aus und verwuschelte ihr das Haar noch mehr.

»Der ist übrigens wunderschön«, sagte sie und wackelte mit den Fingern, damit der Ring funkelte.

»Ich wusste, dass er dir gefällt«, sagte George. »Er passt perfekt zu dir.«

Später, in Georges Armbeuge gekuschelt, konnte Phoebe allmählich glauben, dass sie tatsächlich verlobt war. Nicht zuletzt war das auch dem Essen in dem Sternerestaurant im Erdgeschoss und dem Gratis-Champagner, den das Hotel serviert hatte, zu verdanken. Wahrscheinlich hatte es nur am Schock gelegen, dass es ihr anfangs so unwirklich vorgekommen war. Unter Schock reagierte man verhaltener, das hatte sie neulich noch irgendwo gelesen. Und nach den vielen Likes und »Glückwunsch!!!«-Kommentaren, die es inzwischen auf Facebook und Instagram hagelte, freundete sie sich allmählich auch mit dem Ring an. Vielleicht war es ja an der Zeit, auf ›Damenschmuck‹ umzusteigen (wie ihre Freundin Saskia solche zarten diamantbesetzten Schmuckstücke gerne nannte). Sie schaute auf ihr Handy: Das Selfie, das sie gepostet hatte – samt Kommentar: »Verlobt! Und schon im Bademan-

tel-Partnerlook! #BachelorLookalikes« –, hatte 224 Likes bekommen, eine persönliche Bestleistung. Sie hielt George das Handy hin, und das kleine Bild, auf dem sie mit Champagner anstießen, erhellte die dunkle Suite.

»Wahnsinn«, sagte er. »Aber ich versteh das nicht – wieso Bachelor?«

»Ach komm! Beim Bachelor tragen sie doch irgendwann auch immer solche kitschigen Bademäntel und trinken Champagner. Kennst du das nicht?«

»Ach so. Hm. Okay!« Sie war sich nicht sicher, ob er es wirklich kapiert hatte. Manchmal waren ihre ironischen Anspielungen einfach zu hoch für George. Er selbst hatte das Foto mit den Hashtags #Moët #TräumeWerdenWahr #Lebensziele versehen. Und alle möglichen Menschen hatten Kommentare hinterlassen, was für ein schönes Paar sie seien.

»Das Steak war echt der Hammer«, sagte George ins Dunkel hinein. »Und morgen ist Abtrainieren angesagt!«

Phoebe schwieg. Sie war ganz darin versunken, wie seidig sich das Laken an ihren Beinen anfühlte, wie wunderbar sie Hotels fand und dass ihr weiteres Leben mit George ein einziger Reigen aus solchen Orten sein würde.

»Ich wünschte«, sagte sie, »es würde jeden Abend jemand kommen und mir das Bett machen.«

»Das lässt sich bestimmt arrangieren, Prinzessin.« Er stützte sich auf den Ellbogen und schaute lächelnd auf sie herab.

»Dir ist schon klar, dass Mummy wegen der Hochzeit der absolute Alptraum sein wird«, sagte sie. Schon vorhin am Telefon war ihre Mutter schrecklich gerührt gewesen. Sie hatte allen Ernstes geheult vor Glück. Süß, aber auch ein bisschen übertrieben. »Wahrscheinlich will sie unbedingt Enkel«, fuhr Phoebe fort. Bisher hatte sie das Thema Kinder bei George wohlweislich nicht angeschnitten, aber der heutige Abend hatte ihr Mut gemacht. Sie schmiegte sich enger an ihn.

»Kein Wunder, bei deiner Schwester«, sagte George.

»Hey!« Phoebe gab ihm einen Klaps auf die Brust. »Olivia rettet immerhin die Welt. Was kann sie denn dafür, wenn ihr da keine Zeit mehr für Männer bleibt?« Komisch, dachte sie, dass sie selbst oft genug über Olivia stöhnte, es aber gar nicht leiden konnte, wenn jemand anders über sie herzog. Als drittes von vier Geschwistern, deren Hauptziel im Leben offenbar darin bestand, sich gegenseitig fertigzumachen, konnte George das nicht verstehen. Mouse, seine kleine Schwester (die eigentlich Claire hieß), kam praktisch nie zu Wort.

»Wann kommt sie noch mal genau zurück?«, fragte George. »Ab wann seid ihr hinter Schloss und Riegel?«

»Am Dreiundzwanzigsten. Es wird sicher schön, sie an Weihnachten wieder mal zu Hause zu haben.«

George ließ sein verächtliches Lachen hören.

»Was denn?«

»Ach, nichts. Hat sie dir schon geantwortet?«

»Macht sie bestimmt noch. Ich weiß ja gar nicht, ob sie da unten überhaupt Netz hat.«

Eine Zeit lang lagen sie schweigend nebeneinander. Durch die Veloursvorhänge schimmerte die Weihnachtsbeleuchtung von Knightsbridge herauf. Schließlich wurden Georges Atemzüge tiefer, und sein Griff um Phoebes Schultern lockerte sich.

Sie musterte sein schlafendes Gesicht. Ihr kam der Gedanke, dass sie im Grunde vor allem erleichtert war. Endlich nicht mehr warten. Endlich nicht mehr hoffen, bei jedem Sonnenuntergang, den sie gemeinsam bewunderten, dass es jetzt vielleicht so weit wäre. Nicht mehr jedes Mal mit neiderfüllten Tränen kämpfen, wenn die nächste Verlobung auf Facebook verkündet wurde. Es war endlich passiert. Sie lag da, befühlte den Ring an ihrer Hand, versuchte, sich an die Vorstellung zu gewöhnen, verheiratet zu sein. Die wolkenweiche Daunendecke war auf einmal viel zu warm, und Phoebe stand auf, um sich ein Wasser aus der Minibar zu

holen. Oben auf dem Kühlschrank lag ein unverschlossener Briefumschlag. Phoebe vermutete, dass es die Hotelrechnung sein musste, und zog das gefaltete Blatt heraus, neugierig, wie viel George wohl ausgegeben hatte. Es war wirklich süß von ihm, sich so viel Mühe zu machen. All die Kerzchen anzuzünden und dann auch noch diese geschmacklosen Rosenblätter auf dem Bett zu verstreuen, das passte alles so wenig zu ihm, dass es schon wieder rührend war. Dann las sie, was auf der Rechnung stand:

Verlobungspaket

Verlobungsring (inkl. Vorabberatung und Lieferung) £ 500

Zimmergestaltung (inkl. Kerzen, Rosenblätter,

ChampagnerMoët et Chandon Rosé, Obstkorb,

Einmal-Kamera und personalisierte Pralinen £ 350

Suite (inkl. Frühstück) £ 1000

Phoebe drehte sich um, unschlüssig, ob sie einen Witz darüber machen sollte oder nicht. Doch George schnarchte längst.

JESSE

LOS ANGELES, THE GREEN ROOM, 20 UHR

Jesse checkte zum wiederholten Mal seine Mails, während er auf seine kleine Schwester Dana wartete. Es war ihr Vorschlag gewesen, sich auf einen Cocktail zu treffen, als er sie am Morgen angerufen hatte – erschüttert, aber auch euphorisch –, um ihr zu erzählen, dass er Andrew Birch endlich geschrieben hatte. Das war jetzt zwölf Stunden her, und bisher war keine Antwort gekommen. Ob Andrew die Mail nicht gesehen hatte? Irgendwie wirkte Jesses leiblicher Vater nicht wie der Typ, der Mails übersah. Und Jesse war sich auch sicher, dass er online gewesen war, denn um 18 Uhr britischer Zeit hatte @ABirchReviews getwittert: *Wieso bezeichnen Ernährungsberater Nüsse eigentlich immer als »kleine Kraftpakete«? Ebenso phantasielos wie sinnentleert.* Und schon um 19 Uhr hatte er sich mit einem weiteren Tweet gemeldet, diesmal mit der Bemerkung: *Weihnachten 2016 – hoffentlich kurz und schmerzlos!*

Wow. Manchmal war der Typ echt negativ. So schlimm konnte es doch gar nicht sein, seinen Lebensunterhalt mit Restaurantkritiken zu verdienen.

Es hatte Jesse total geflasht, als er vor genau einem Jahr zum ersten Mal den Namen ›Andrew Birch‹ gegoogelt und

online vierhundert Artikel von ihm gefunden hatte, viele davon mit Mailadresse unter dem Autorennamen. Da war sie plötzlich, die Möglichkeit, seinen leiblichen Vater vor einer Kontaktaufnahme heimlich und gefahrlos kennenzulernen. Die Nachforschungen über Andrew waren zum spätabendlichen Hobby geworden. Inzwischen hatte Jesse ein übervolles Archiv nutzloser Birch-Infos im Kopf, und jede neue Belanglosigkeit verschaffte ihm ein detektivisches Glücksgefühl. Calgary, seine Therapeutin, hatte ihm eingeschärft, dass diese Recherche zwar ein »geschützter Raum« sei, er aber nicht glauben dürfe, seinen Vater wirklich zu kennen, weil er so viel über ihn wusste. Damit lag sie gar nicht so falsch, das war Jesse klar. Aber die Stimme in den Restaurantkritiken, die Andrew alle zwei Wochen in der *World* veröffentlichte, klang so herablassend – so ganz anders als Mitch, Jesses Adoptivvater –, dass ihm die Aussicht, diesem Vater leibhaftig zu begegnen, übertrieben viel Angst machte. Nebenbei war die Kolumne aber eine Fundgrube neuer Informationen, denn Andrew widmete dem Essen meistens maximal einen Absatz; der Rest bestand aus Einblicken in sein Privatleben und seine Vergangenheit.

So wusste Jesse beispielsweise, dass Andrew Einzelkind, 1950 geboren und bei seiner alleinerziehenden Mutter aufgewachsen war. Sie hieß Margaret und hatte als Englischlehrerin gearbeitet, um sich und ihren Sohn durchzubringen. Als sie starb, hatte Andrew seiner Kritik eines neuen Inders in Willesden Green, ihrem Heimatort, einen bewegenden Nachruf auf sie vorangestellt. Darin verriet er auch, dass sein Vater sie kurz nach Andrews Geburt verlassen hatte. Der Artikel hatte Jesse zu Tränen gerührt und die Hoffnung in ihm geweckt, der abwesende Vater könne Andrew dem eigenen Sohn gegenüber aufgeschlossener machen. Häufig schrieb Andrew auch darüber, wie er mit einem Stipendium eine Privatschule besucht und in Oxford Geschichte studiert hatte.

Von 1977 bis 1987 hatte er zu den Nahost-Korrespondenten der *Times* gehört und hauptsächlich im Libanon gelebt, auf dem Höhepunkt des dortigen Bürgerkriegs. Jesse vermutete, dass seine leiblichen Eltern sich dort kennengelernt hatten. Diese Phase in Andrews beruflicher Karriere schien immer noch eine große Rolle zu spielen. Er kam jedes Mal darauf zu sprechen, wenn es um ein Lokal aus dem Nahen Osten ging – zuletzt ein mobiler Falafel-Stand im »Hipsterparadies Dalston«.

Trotzdem stammte nicht alles, was Jesse wusste, aus Andrews Kolumne. Eine kuriose britische Website namens ThePeerage.com hatte ihm eröffnet, dass Mr Andrew Birch 1983 die Hochwohlgeborene Emma Hartley geehelicht hatte. Sie hatten zwei Töchter (Jesses Halbschwestern!): Olivia Frances Birch, geboren 1984, und Phoebe Gwendoline Birch, geboren 1987. In seinen Kritiken nannte Andrew seine Frau immer nur »die Matriarchin«. Jesse fand das ziemlich cool. Die Vorstellung einer adligen Stiefmutter gefiel ihm.

Noch ergiebiger war die Notiz aus einer obskuren Achtzigerjahre-Klatschkolumne mit dem Titel *Sloanes Spürnase*. Darin wurde enthüllt, dass Emma und Andrew sich im Juli 1981 bei der Hochzeit von Prinz Charles und Lady Diana kennengelernt hatten, wo Emma als Gast und Andrew als Reporter gewesen war. Dieser Fund war nicht nur britische Romantik pur, sondern auch persönlich genial für Jesse. Seine Geburt 1980 lag damit weit vor Andrews und Emmas erster Begegnung, was ihn wiederum zuversichtlich stimmte, dass er mit seiner Kontaktaufnahme keine Spannungen zwischen den beiden auslösen würde. Emma würde hoffentlich gelassen auf die Vergangenheit ihres Mannes reagieren. Richtig entspannt war er trotzdem nicht. Schließlich hatte er nicht die leiseste Ahnung, ob Andrew wusste, dass es ihn gab. Alles sprach dafür, dass Jesses leibliche Mutter seinem Vater nie erzählt hatte, dass sie schwanger war. Seine Adoptiveltern

konnten ihm auch nicht mehr sagen, als dass sie ihn im Alter von zwei Wochen aus einem libanesischen Waisenhaus geholt hatten. Calgary rief ihm immer wieder in Erinnerung, dass er nicht zu viel erwarten durfte. Sie meinte, es wäre sicher ein tiefer Schock für die gesamte Familie Birch, wenn herauskam, dass Andrew ein weiteres Kind gezeugt hatte – selbst wenn es lange vor der ersten Begegnung mit Emma gewesen war. Sie würden Zeit und Raum brauchen, um ihre Gefühle zu verarbeiten.

Auch Fotos gab es zu studieren, die meisten davon zeigten Andrew bei irgendwelchen Presseempfangen – häufig mit Phoebe am Arm. Aber bis auf die Körpergröße fand Jesse sich in seinem leiblichen Vater einfach nicht wieder. Auf Andrews Autorenfoto ließ sich mit viel Phantasie sein Haaransatz errahnen, ansonsten waren eindeutig die libanesischen Gene seiner Mutter die treibende Kraft in seinem Erbgut. Andrews Haut war hell und sommersprossig, und er hatte verkniffene Augen, während Jesses Spitzname in der Schule ›Aladdin‹ gelaute hatte, nach dem Disneyfilm. Andrew trug sein glattes Haar zu einer silbrigen Mähne zurückgekämmt – Jesse musste seine Locken täglich neu bändigen. Nicht einmal die Hakennase seines Vaters, die jeden minderwertigen Merlot sofort zunichtemachte, hatte sich vererbt: Jesses gerades römisches Profil stammte, wie alle seine Züge, von seiner Mutter.

Er hatte auch die Fotos seiner Halbschwestern nach körperlichen Ähnlichkeiten abgesucht, allerdings mit noch weniger Erfolg. Phoebes Konten auf Instagram und Twitter waren, zu Jesses Leidwesen, nicht öffentlich, aber auf den Fotos mit Andrew konnte man erkennen, wie hübsch sie war. Sie hatte ein leicht herrisches, englisch-rosiges Gesicht mit prä-raffaelitischem Schmollmund, sehr ungewöhnlichen Augen und einer aristokratischen Adlernase. Ganz anders als Jesse. Von Olivia hatte er nur ein Foto finden können, ihr Profilbild

auf Facebook, das einen weiblichen Andrew zeigte. Das gleiche längliche Gesicht, die gleichen tiefliegenden Augen, die gleiche helle Haut – aber an einer Frau und ohne Andrews skeptischen Blick wirkte das alles natürlich total anders. »Unscheinbar«, wie seine Adoptivmutter wahrscheinlich gesagt hätte. Jenseits dessen lebte Olivia anscheinend im Social-Media-Niemandsland. Er hatte nicht mal herausfinden können, was sie beruflich machte.

Emma war wohl schon zu alt für eine Online-Präsenz – anders als ihr medienaffiner Mann. Das einzige Foto, das Jesse von ihr finden konnte, war das aus *Sloanes Spürnase* von 1981. Es zeigte eine hübsche, strahlende Brünette mit toupierten Haaren und Schulterpolstern – im Grunde eine junge Rachel Weisz. Er konnte eine große Ähnlichkeit mit Phoebe feststellen, obwohl Emma kurviger wirkte, während Phoebe filmstarhaft schlank war. Aber das Foto war schon so alt, dass sich kein inneres Bild der heutigen Emma einstellen wollte.

Weitere Informationsschnipsel: Phoebe arbeitete beim Fernsehen (an diese halbwegs gemeinsame Basis klammerte sich Jesse) und bestellte immer das Fischgericht, wenn sie Andrew zu seinen Testessen begleitete. Sie klang lustig und auf eine trocken-britische Art geistreich. Emma liebte Nachtische und Elvis und wünschte sich einen Hund, musste sich aber mit einer Katze zufrieden geben, weil Andrew keine Hunde mochte. Das gab Jesse zu denken. Wie konnte man keine Hunde mögen?

Inzwischen wohnten die Birchs in Camden (der Heimat von Amy Winehouse!), verbrachten ihre Ferien aber immer auf dem Anwesen Weyfield Hall, das herrlich britisch klang. Durch Weyfield war auch Jesses Plan entstanden, im Dezember nach Norfolk zu fliegen – genauer gesagt durch eine weihnachtliche Fotostrecke über das Haus auf CountryLiving.co.uk. Als Jesse das prasselnde Kaminfeuer, die Fa-

milienporträts und die dunkel getäfelten Wände sah, war ihm klar geworden, wie sehr er dort dazugehören wollte. Er fand es regelrecht romantisch, dass seine Herkunft zur Hälfte in *Tausendundeiner Nacht* und zur anderen Hälfte in *Downton Abbey* wurzelte (ungeachtet der Tatsache, dass Weyfield Hall aus Emmas Familie stammte). Er war überzeugt, dass seine Highschool-Zeit auch aufgrund des ungewöhnlichen Blutcocktails in seinen Adern so schrecklich verlaufen war und nicht nur, weil er schwul war. Also hatte er aller Welt erzählt, er wolle über Weihnachten ins englische Norfolk reisen, um dort für ein »noch nicht spruchreifes Projekt« zu recherchieren. Die ganze Geschichte kannte nur Dana. Aber streng genommen war es nicht einmal gelogen. Aus der Reise nach Großbritannien, um seinen leiblichen Vater in einem Herrenhaus auf dem Land zu treffen, ließ sich ein Wahnsinns-Dokumentarfilm machen. Es wäre sein erster eigener Film, aber Jesse war optimistisch. Ein paar erste Szenen hatte er schon gedreht; sie zeigten ihn in seiner Wohnung, wie er von seinem Leben in L.A. erzählte, von seiner Kindheit in Iowa und seinen Erwartungen an die Begegnung mit Andrew in Norfolk.

»Was ich mich gefragt hatte: Findest du es nicht auch seltsam, dass Andrew Restaurantkritiker ist und trotzdem so irre dünn?«, sagte Dana, nachdem der Kellner ihnen die Drinks gebracht hatte. »Als hätte er eigentlich gar keinen Spaß am Essen. Und nirgendwo sagt er mal: ›War das lecker!‹ Immer nur so ...« Sie setzte einen gezierten britischen Akzent auf: »›Die Jus war äußerst wohlkomponiert.‹ Letzte Woche hat er ein Sorbet als ›behände‹ bezeichnet. Was meint er damit überhaupt?«

Jesse nahm einen Schluck von seiner Rote-Bete-Bloody-Mary. Normalerweise trank er kaum Alkohol, aber seit er auf Senden' geklickt hatte, war er völlig fertig mit den Nerven.

»Mir gefällt sein Stil«, sagte er. Und dachte bei sich, wie

verrückt es war, dass er Andrew jetzt schon automatisch verteidigte. Dabei hatte Dana sogar recht. Selbst seine Freunde, die jeden grünen Smoothie mit dem Handy ablichteten, interessierten sich mehr fürs Essen als Andrew.

»Tut mir leid, ich will gar nicht rumzicken«, sagte Dana. »Ich bin einfach sauer, weil er noch nicht geantwortet hat. Und immerhin wissen wir jetzt, woher du deinen guten Stoffwechsel hast.«

»Kann sein«, meinte Jesse.

»Er sieht aus, als wäre er sogar noch dünner als du.«

»Irrtum. Wir sind genau gleich: eins fünfundneunzig, achtundsiebzig Kilo.«

»Stalker!«

»Hey – das ist schließlich das Einzige, was wir gemeinsam haben. Äußerlich.«

»Als ob das so schlimm wäre. Du solltest froh sein, dass du nach deiner Model-Mutter gekommen bist.« Dana zog Jesse regelmäßig mit seinem absurd hübschen Gesicht auf.

»Phoebe sieht ihm auch nicht ähnlich«, sagte Jesse.

»Mir fällt auf, dass er deutlich öfter von ihr spricht als von Olivia«, sagte Dana nach kurzem Schweigen. »Glaubst du, er hat sie lieber?«

»Ich glaube, sie ist einfach mehr der Typ, über den man schreiben kann«, erwiderte Jesse. »Sie hat immer diese lustigen Sprüche über die Gerichte, die sie bestellen.«

»Klar.« Dana leerte ihr Glas und wich seinem Blick aus. Wenn er bloß nicht immer das Gefühl hätte, dass sie ein gewisses Misstrauen gegen seinen leiblichen Vater samt Familie hegte! Calgary hatte angedeutet, dass Dana, die selbst nicht adoptiert war, ihren großen Bruder vielleicht nur ungern teilen wollte. Das leuchtete ihm ein – Dana und er waren so eng miteinander, dass sie nach dem Studium sogar seinetwegen nach L.A. gezogen war. Trotzdem ärgerte ihn ihre Haltung. Vor allem, weil er auch schon den gleichen Gedanken über

Phoebe und Olivia gehabt hatte. Es schien tatsächlich, als würde nur Phoebe Andrew zu seinen Testessen begleiten und als Einzige in seinen Anekdoten vorkommen.

»Ich kann gar nicht fassen, dass du Weihnachten nicht zu Hause bist«, sagte Dana. Von Wermut wurde sie immer sentimental.

»Wir hatten doch gerade erst Thanksgiving.«

»Wann willst du eigentlich Mom und Dad erzählen, dass dieses ganze ›nicht spruchreife Projekt‹ nur ein Vorwand ist?«

»Sobald ich von ihm gehört habe. Bestimmt überlegt er noch, was er schreiben soll. Ist doch logisch, dass er nicht postwendend antwortet.«

»Klar«, meinte Dana. »Aber zu lange sollte er auch nicht warten. Sonst kriegt er es nämlich mit mir zu tun.«

Jesse wusste, dass Dana sein Geheimnis nur aus Loyalität bewahrte und es ihr lieber gewesen wäre, er würde die Karten auf den Tisch legen. Aber ihm schien es sicherer so, falls die Suche wieder so schlecht ausging wie die davor. Jesse hatte nicht damit gerechnet, dass es seine Adoptivmutter so aufwühlen würde, als er – nach jahrelangem Hin- und Herüberlegen – den Versuch gemacht hatte, seine leibliche Mutter zu kontaktieren, nur um zu erfahren, dass sie kurz vorher gestorben war. Genauso wenig hatte er damit gerechnet, dass es ihn selbst so aufwühlen würde. Diesmal wollte er bis nach dem Treffen mit Andrew warten, bevor er Mom und Dad davon erzählte. Das war besser, als alle einzubeziehen, bevor er selbst wusste, was dabei herauskommen würde. Wenigstens war sein leiblicher Vater nachweislich noch am Leben.

Aber dann wurde es Mitternacht an der Westküste, und er hatte immer noch nichts von Andrew gehört. Bestimmt würde er morgen antworten, dachte Jesse, während er in Unterhose am Küchentisch saß und die Klimaanlage auf Hochtouren lief. Er wechselte vom E-Mail-Konto zurück zur Website von

Virgin Atlantic. Eigentlich sollte er noch warten, das war ihm klar. Es wäre voreilig, jetzt schon zu buchen, bevor er eine Antwort hatte. Aber die Flüge wurden vor den Feiertagen ständig teurer. Einen Moment lang ließ er den Cursor noch über der Schaltfläche ›Ticket buchen‹ schweben, dann klickte er darauf.

2

23. Dezember 2016



Tag 1 der Quarantäne

EMMA

HEATHROW, TERMINAL 3,
ANKUNFTSHALLE, 8 UHR 10

Emma war absurd früh in Heathrow eingetroffen, nachdem sie noch im Dunkeln in Norfolk aufgebrochen war. Jedes Mal, wenn sie zur Toilette musste (und dank des großen sämigen Cappuccinos von Costa war das nicht gerade selten), war sie schrecklich in Sorge, Olivia könnte in die Ankunftshalle kommen und dort niemanden vorfinden, der sie abholte. Die gleiche Angst, sich zu verspäten, hatte sie immer verspürt, wenn sie die Mädchen früher von der Schule abholte. Außerdem war es doch recht lästig, ihr selbst gebasteltes Schild in die winzigen Flughafen-Toilettenkabinen hinein- und wieder herauszumanövrieren. Sie hatte ein bettvorlegergroßes Stück grüner Pappe aus der Kunsthandlung an der Holloway Road beschriftet: *Liebste Wiv, Du Heldin, willkommen daheim!* Aber jetzt, da sie samt Schild hier stand, fürchtete sie fast, es könnte albern wirken. Olivia hielt nichts von großem Wirbel. Und war es überhaupt richtig, sie noch »Wiv« zu nennen, ihr Kindheitsspitzenname, den Phoebe geprägt hatte, als sie gerade sprechen lernte? Aber irgendwie musste Emma Olivias heile Heimkehr doch feiern. Und die Beschäftigung mit dem Schild hatte sie immerhin für eine Stunde von dem Knoten abgelenkt.

Ein auffallend großer junger Mann mit Baseballkappe setzte sich auf den Platz neben ihr, und sie stellte das Schild auf dem Boden ab, damit sich keine Pappecke in seinen Oberschenkel bohrte. Er warf einen kurzen Blick darauf und sah dann Emma an. »Das ist aber ein süßes Schild«, sagte er mit amerikanischem Akzent. Hätte er geschwiegen, sie hätte ihn mit seiner olivfarbenen Haut und den dunklen Augen für einen Südländer gehalten. Er hatte die gleichmäßigen, fein geschnittenen Züge, die man von Schauspielern oder männlichen Models kannte. In ihrer Jugend hätte Emma ihn ›schnuckelig‹ gefunden.

»Ist Wiv Ihre Tochter?«, fragte er.

»Ja, sie kommt heute aus Liberia zurück, wo sie geholfen hat, die Haag-Epidemie zu bekämpfen. Sie ist Ärztin.«

»Wow! Ist ja unglaublich. Da sind Sie bestimmt irre stolz.«

»Und ob! Es ist großartig, was sie dort leisten.« Die Begeisterungsfähigkeit von Amerikanern hatte Emma schon immer gefallen. Sie hatte das Gefühl, dass sie selbst ganz gut in die USA gepasst hätte.

»Wie lange war sie weg?«

»Erst seit Oktober. Aber mir kommt es vor wie eine Ewigkeit!« Sie kicherte verlegen, und sein Gesicht erstrahlte in einem Filmstar-Lächeln.

»Unglaublich«, wiederholte er. »Ich habe solchen Respekt vor diesen Leuten. So cool, was sie da machen.« Er hielt kurz inne. »Aber was wird jetzt danach aus ihr? Wird ihr so was wie eine Therapie angeboten?«

»Ach herrje, ich glaube nicht. Nein, ich glaube, es geht einfach weiter«, antwortete Emma und fragte sich plötzlich, ob sie sich womöglich um eine psychologische Betreuung für Olivia hätte kümmern sollen. Nach ihren anderen freiwilligen Auslandseinsätzen war doch immer alles in Ordnung gewesen. Wobei sie natürlich auch noch nie an einem so grauenvollen Ort gewesen war.

»Und was ist mit Ihnen?«, fragte sie mit Blick auf die Reisetasche zu seinen Füßen. »Haben Sie Familie in England?«

»Sozusagen.« Er schwieg kurz, und Emma hoffte, dass sie nicht ins Fettnäpfchen getreten war. Vielleicht war er ja auf der Flucht vor einem Weihnachtsfest bei seinen amerikanischen Alptraum-Eltern.

»Heute besuche ich Freunde in London, aber eigentlich will ich meinen leiblichen Vater treffen. Er ist Brite, aber ich bin adoptiert, daher ... Meine leibliche Mutter hat mich zur Adoption freigegeben. Sie und mein leiblicher Vater waren nie offiziell ein Paar.«

»Du liebe Zeit, wie mutig von Ihnen!« Emma gab sich Mühe, nicht zu verblüfft zu wirken. »Aber Ihr Vater weiß doch sicher, dass Sie kommen? Ihr leiblicher Vater«, verbesserte sie sich.

»Also, ich habe ihm gemailt, und er hat nicht geantwortet, aber da hatte ich den Flug schon gebucht. Ich bin mir gar nicht sicher, ob er überhaupt gewusst hat, dass es mich gibt. Es ist also etwas kompliziert.«

»Meine Güte! Ja, das verstehe ich. Das ist wirklich verzwickt.« Sie konnte sich des Gedankens nicht erwehren, dass es vielleicht ein wenig voreilig von ihm gewesen war, den weiten Weg hierher ohne eine Antwort zurückzulegen, zumal an Weihnachten. »Haben Sie denn auch die richtige E-Mail-Adresse?« Emma hegte ein tiefes Misstrauen gegen jede Art von Technik. Und einen so reizenden jungen Mann konnte man doch unmöglich abblitzen lassen! Allein seine Augen waren umwerfend: dunkelbraun wie Marmite, umsäumt von kindlich-üppigen Wimpern. Auch Andrew hatte wunderschöne Wimpern gehabt, als er noch jünger war. Doch seine Wimpern, dachte sie, während der Amerikaner weiterredete, waren blond, man musste ihm also sehr nahekommen, um sie zu bemerken.

Am Ende plauderten sie recht lange, weil der offenbar

nicht eben zuverlässige Freund, der ihn abholen sollte, sich verspätete. Emma wollte den Jungen nicht weiter nach der Sache mit seinem leiblichen Vater ausfragen, das Thema schien ihr doch ein wenig heikel, und er hatte sich offensichtlich ganz auf eine Begegnung mit diesem Mann versteift und wirkte schrecklich nervös deswegen. Also sprachen sie stattdessen über Los Angeles, wo er wohnte, und seine Arbeit, bei der es um Dokumentarfilme im Gesundheitsbereich ging, und das führte sie zur Gesundheit im Allgemeinen, wozu er hochinteressante Ansichten vertrat. Und weil es so angenehm war, mit ihm zu plaudern, und er alles Mögliche über Emma wissen wollte – tatsächlich über sie, nicht über Andrew und ihre Töchter, wie die meisten anderen Leute –, ertappte sie sich plötzlich dabei, dass sie von ihrer Diagnose erzählte. Erstaunlich, wie man sich manchmal Wildfremden gegenüber öffnete. Vielleicht, dachte sie, während er von einer Dokumentation zum Thema Krebs erzählte, an der er mitgearbeitet hatte, war es ihr deshalb so leichtgefallen, Vertrauen zu ihm zu fassen, weil er ihr von seiner eigenen Zwangslage erzählt hatte. Oder es war das sichere Wissen, dass sie ihn nie wiedersehen würde. Erst, als sein Freund doch noch auftauchte und er sie zum Abschied kurz und herzlich umarmte (ein bisschen verrückt waren sie ja schon, diese Amerikaner, aber so entzückend!), fiel ihr auf, dass sie seinen Namen gar nicht wusste. »Viel Glück!«, rief sie ihm nach. Er drehte sich noch einmal um und lächelte, und am liebsten wäre sie ihm nachgelaufen und hätte ihn eingeladen, Weihnachten bei ihnen zu verbringen, falls es mit seinem leiblichen Vater danebging. Doch dann fiel ihr wieder ein, dass sie ja in Quarantäne sein würden.

OLIVIA

HEATHROW, TERMINAL 3,
ANKUNFTSHALLE, 8 UHR 40

Olivia hatte ihren Rucksack mit aller Kraft beschworen, nicht zu schnell auf dem Gepäckband zu erscheinen, aber er kam gleich an zweiter Stelle. Sean griff danach, und sie hätte ihn am liebsten davon abgehalten, um ihre letzten gemeinsamen Momente noch ein wenig auszudehnen. Die Ankunftshalle blendete sie. Alles wirkte so neu und funktionell. Im Duty-free-Shop schimmerten übergroße Toblerone-Packungen, Pyramiden aus Parfümflakons, Türme aus Flaschen mit bernsteinfarbenem Inhalt. »Wer kauft das bloß alles?«, fragte sie Sean. Und sich selbst fragte sie: Wie kann das alles plötzlich wieder normal sein?

Nach dem Chaos auf den Straßen Monrovia erschienen ihr die Geräusche des Flughafens seltsam gedämpft. Ihre eigenen schwieligen Füße in den Sandalen wollten gar nicht hierher passen. Und der schäbige Raum, in den die zurückkehrenden Helfer sofort zum Temperaturmessen gescheucht wurden, war fast noch schlimmer als der brachiale Konsum, der auf sie einstürmte. Wahrscheinlich wurden hier auch glücklose Drogenkuriere befragt, dachte Olivia, während sie den Kontrast zwischen den fleckigen Wänden und der Glit-

zerfassade draußen zur Kenntnis nahm. Es war wie ein Blick hinter die Kulissen. Sean sah sie an und lächelte. Ihn auf dem Flug nicht zu berühren, war ihr vorgekommen, als dürfte sie sich nicht an einer juckenden Stelle kratzen. Die Nacht zuvor hatten sie zusammen in dem schmalen Bett in ihrer Unterkunft verbracht – sie wussten ja, dass sie sich heute nicht einmal mehr die Hand geben durften –, so eng umschlungen, dass sie nicht mehr sagen konnte, wo seine Haut begann und ihre endete. Sie hatte die Stirn an seine Brust gedrückt und ihn gefragt: »Es geht doch weiter mit uns, oder? Wenn wir wieder zu Hause sind?« Irgendwie war es einfacher, dabei auf seine Brustwarze zu schauen als in sein Gesicht.

»Aber klar, Dummerchen!«, hatte er erwidert und seinen Mund auf ihren Kopf gedrückt. Während sie dort lagen und der Ventilator über ihnen surrte, bis der Generator abgeschaltet wurde, hatte Olivia sich wie in einem sicheren Kokon gefühlt, abgeschottet von der Welt. Doch als sie Sean jetzt ansah, fürchtete sie, dieser Kokon könnte nur Illusion gewesen sein. Es war erst fünf Wochen her, seit sie sich das erste Mal geküsst hatten. Und trotz allem, was sie zusammen erlebt hatten – sie hatten doch noch keinen echten Alltag geteilt, hatten niemandem erzählt, dass sie ein Paar waren.

Jetzt war Olivia an der Reihe. Mit misstrauischem Blick zückte die Sicherheitskraft das kontaktfreie Fieberthermometer. Wahrscheinlich, dachte Olivia, musste sie von nun an mit so etwas rechnen: misstrauische Blicke, Menschen, die sich heimlich die Hände desinfizierten, nachdem sie ihr nahegekommen waren. Das Thermometer piepste, sie wurde durchgewunken. Sean kam als Nächster durch. Vor der Tür blieben sie stehen, wandten sich einander zu, den vorgeschriebenen halben Meter Abstand zwischen sich. »Dann mach's erst mal gut«, sagte er. Olivias Kehle war wie zugeschnürt. So war sie doch sonst nicht. Sean streckte die Hand aus, um ih-

ren Arm zu streicheln, und sie wich unwillkürlich zurück – in der Öffentlichkeit ein Reflex, nach dem wochenlangen Körperkontaktverbot.

»Schon gut, hier sieht uns keiner.« Er lächelte. »Ich werde dich so sehr vermissen, Oh-livia.« Sie mochte es, wie er ihren Namen aussprach.

»Ich werde dich auch vermissen«, sagte sie. Seit Ewigkeiten hatte sie niemanden mehr so nah an sich herangelassen. Hatte sie Ben, ihrer halbherzigen Uni-Liebe, überhaupt je gesagt, dass sie ihn vermissen würde?

Dann hörte sie eine vertraute, sich halb überschlagende Stimme. »Wiv! Wiv! Olivia!« Ihre Mutter. Da kam sie auch schon herangestolpert, behindert von einem gigantischen Willkommen-daheim-Schild, fiel Olivia ohne jedes Zögern um den Hals und gab ihr einen Kuss. »Oh Schätzchen«, sagte sie an ihrer Schulter. »Was bist du dünn!«

»Hallo, Mum!« Olivia gab sich Mühe, erfreut zu klingen, während sie sich von ihr losmachte. »Küssen sollst du mich eigentlich nicht.«

»Ach, Schatz, nun sei nicht albern.«

Olivia musste daran denken, wie ihre Mutter sie zu ihrer Pein immer vor der Schule umarmt und geküsst hatte, auch noch, als Olivia sie längst überragte.

Emma stand da und staunte sie an wie eine Erscheinung. Sie nahm gar keine Notiz von Sean.

»Das ist Sean« sagte Olivia. »Wir haben zusammen im Behandlungszentrum gearbeitet.«

»Ach, wie schön!«, sagte Emma, als hätte Olivia ihr gerade erzählt, dass sie sich beim Krocketspielen begegnet wären.

»Ich freue mich auch, Sie kennenzulernen«, sagte Sean. »Sie sind sicher sehr froh, Ihre Tochter wieder zu Hause zu haben.«

»Oh ja, es ist himmlisch!« Emmas Stimme übertönte selbst den Trubel ringsum. Sofort setzte bei Olivia wieder die alt-

vertraute Beklemmung ein. Einen Moment lang schwiegen alle.

»Na dann«, sagte Sean und schulterte seinen Rucksack. »Ich muss los. Ich darf meinen Anschlussflug nicht verpassen.«

»Mach's gut«, sagte Olivia. So hatte sie sich den Abschied nicht vorgestellt. Was musste ihre Mutter auch ausgerechnet jetzt auftauchen?

»Bis bald, Oh-livia. Und frohe Weihnachten für Sie alle«, sagte er, an beide gewandt.

»Ihnen auch, Shane«, sagte Emma.

Olivia sah ihm nach, wie er verschwand: sein liebenswert federnder Schritt, sein Kopf, der aus dem Gedränge ragte.

»Das war ja wirklich ein netter junger Mann«, sagte ihre Mutter. »Kann ich dir etwas abnehmen?« Einen Moment lang überlegte Olivia, ob ihre Mutter wohl etwas gemerkt hatte, doch Emma versuchte bereits, mit zusammengekniffenen Augen die Ausgangsbeschilderung zu entziffern. »Und jetzt müssen wir dich so schnell wie möglich nach Hause bringen, nicht? Ich habe ein bisschen Proviant im Auto – musst du vorher noch einmal auf die Toilette, oder hältst du es aus?«

»Alles gut, Mum.« Emmas Geplapper war ebenso rührend wie nervig.

»Willst du dir nicht noch gescheite Schuhe anziehen? Es ist eisig kalt draußen.«

»Wir laufen ja nur bis zum Auto, oder?«

»Fabelhaft!« Wenn Olivias Mutter nervös war, sagte sie immer »fabelhaft«.

Emmas VW Golf roch nach vergammelten Äpfeln und Channel 5 und weckte mulmige Erinnerungen an einstige Reiseübelkeit bei Olivia. Schon bald waren die Fenster von der stickigen künstlichen Wärme beschlagen, bis sie die Welt draußen nur noch durch einen feuchten Grauschleier sah.

Der Beifahrersitz war auf Phoebe eingestellt, die immer noch keinen Führerschein hatte, und Olivia wusste kaum, wohin mit ihren Beinen. Sie gab sich alle Mühe, die Thermoskanne mit Tee und die Tupperdose mit Flapjacks, die ihre Mutter für sie mitgebracht hatte, auf den Knien zu balancieren. »Ich dachte mir, du hast bestimmt Sehnsucht nach richtigem Tee«, verkündete Emma triumphierend, als sie an einer roten Ampel hielten. Olivia brachte es nicht übers Herz, ihr zu erzählen, dass es auch in Monrovia PG Tips zu kaufen gegeben hatte, in einem kleinen Laden namens *The Hole in the Wall*, der britische Importartikel wie Marmite, HP Sauce und in der afrikanischen Sonne aufgeweichte KitKats anbot. Und dass sie sich, nach wochenlanger Einheitskost aus Eintopf und Limonade, vor allem nach Salat und Leitungswasser sehnte.

Aus dem Augenwinkel musterte sie ihre Mutter, die bereits darüber plauderte, dass sie während der Quarantäne endlich wieder einmal Nancy Mitford lesen wolle. Die Aussicht stimmte sie offenbar übertrieben enthusiastisch. Doch als sie auf der Autobahn waren, versiegte der laufende Kommentar, und Olivia lehnte die Schläfe an das kalte Autofenster und schloss die Augen, um Emma vom weiteren Reden abzuhalten. Sie wusste, sie würde ihr nie vermitteln können, was sie in den vergangenen Wochen erlebt hatte. Ihre Mutter schien den Wink zu verstehen, und sie legten den Rest der Fahrt schweigend zurück.

Als die Straßen holpriger und kurviger wurden, merkte Olivia instinktiv, dass sie fast in Weyfield sein mussten. Sie blinzelte ein wenig und sah die Eiben und die Natursteinmauer, die das Anwesen umstanden. Das Auto fuhr zwischen den Torpfosten hindurch und die Einfahrt hinauf, und am Geräusch der Reifen auf dem Kies merkte Olivia endgültig, dass sie wieder zu Hause war. Ein Torflügel war aus den Angeln

gefallen und lehnte jetzt lahm am Pfeiler, und alles war von Dornenranken und Efeu überwuchert.

»Ich muss mich dringend um dieses Tor kümmern«, sagte ihre Mutter. »Man kommt sich ja vor wie bei Dornröschen! Hat das Nickerchen dir gutgetan, Schätzchen? Du musst ja völlig erledigt sein. Geh schon mal rein, ich rufe Daddy für das Gepäck.«

Olivia öffnete die Haustür mit dem grinsenden Löwenkopf-Türklopfer. Sie war wie immer nur angelehnt, weil das Schnappschloss ständig klemmte. Trotzdem ging diese wenig umweltfreundliche Selbstverständlichkeit Olivia gegen den Strich. Sie schob die Tür nachdrücklich hinter sich ins Schloss und durchquerte die Diele, in der an einer Wand alte Barbour-Jacken hingen und entlang der Fußleisten eine ganze Armee Gummistiefel Spalier stand. Der typische Weyfield-Geruch schlug ihr entgegen: Holzfeuer, staubige Teppiche und Lapsang Souchong. Olivia blieb kurz stehen, um die Sepiafotos von der großen Sturmflut 1953 zu betrachten, die unter dem Stuckgesims an der Wand hingen. Es waren die einzigen Bilder im Haus, die sie wirklich mochte; sonst hingen dort nur überspannte Hartley-Familienporträts.

Gleich darauf kam Phoebe hereingestürzt. »Du bist wieder da! Hurra!«, rief sie und breitete die Arme zu einer vorsichtigeckigen Umarmung aus, bei der sie mit Füßen und Körper so viel Abstand wie möglich von ihrer Schwester hielt. Olivia wusste nicht recht, ob das wegen der Angst vor Ansteckung war oder wegen der Befangenheit, die sie seit ihrer Teenagerzeit nicht mehr loswurden. »Du bist ja dünn!«, rief Phoebe bewundernd, aber auch mit bestürztem Blick – eigentlich hatte Olivia die fülligere der beiden Schwestern zu sein.

»Ich sage nur: PSA bei dreißig Grad«, erwiderte sie.

»PSA?«

»Persönliche Schutzausrüstung. Diese Anzüge, die wir tragen mussten.«

»Ach so! Also im Prinzip so was wie Bikram?«

»Bikram?«, fragte Andrew, der hinter Phoebe hereingekommen war.

»Yoga im Warmen, Daddy«, sagte Phoebe. »Es ist glühheiß im Raum, dadurch schwitzt man mehr und verliert viel Gewicht. Darum ist Olivia so dünn.«

»Klingt ja scheußlich«, sagte ihr Vater, kam auf Olivia zu, fasste sie an den Schultern und setzte, jeweils mehrere Zentimeter neben ihren Wangen, zwei vernehmliche Schmatzer in die Luft.

»Wenn auch vermutlich nicht ganz so scheußlich wie das Haag-Behandlungszentrum«, bemerkte Olivia.

»Allerdings«, erwiderte Andrew. »Also, wo ist dein Gepäck?« Er musterte ihre Beine, und sie wappnete sich schon für einen spöttischen Kommentar über ihre Hose. Sie hatte sie zusammen mit Sean für den Afrikanischen Freitag gekauft, ein wöchentliches Ritual in Liberia, bei dem sich alle in fröhlich bunt bedruckte Textilien warfen – selbst auf dem Höhepunkt der Haag-Krise. Doch Andrew griff sich nur eine Jacke vom Haken, stemmte fluchend die Tür auf und ging nach draußen.

Es war verwirrend, plötzlich wieder in dieser großen unordentlichen Küche zu stehen, deren Anrichte sich unter rosa lasiertem Geschirr und Emma-Bridgewater-Keramik aus den Achtzigern bog, dazwischen Neuerwerbungen wie der Dualit-Toaster (ein kleiner Triumph ihres Vaters, nach langwierigen Diskussionen über die jeweiligen Vorzüge von Toast, der im Ofen geröstet oder im Toaster zubereitet worden war). Unter dem Tisch lag Cocoa und schlief. Olivia hatte das eigentümliche Gefühl, dass nur er ihre Zeit in Liberia wirklich begreifen könnte.

»Cokey!«, rief sie und hockte sich hin, um ihn unterm Kinn zu kraulen und sein Darth-Vader-Schnurren zu hören.

»Vorsicht!«, warnte Phoebe.